

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Peter Handke

Meine Ortstafeln
Meine Zeittafeln
Essays 1967-2007

Suhrkamp

Handke, Peter
Meine Ortstafeln - Meine Zeittafeln

1967 - 2007

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41947-2



SV





Peter Handke

Meine Ortstafeln
Meine Zeittafeln
1967-2007

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2007

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Siehe auch die Drucknachweise am Ende des Bandes. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-41947-2

1 2 3 4 5 6 – 12 11 10 09 08 07

Inhalt

(Auto-)Biographisches

Ein autobiographischer Essay	11
Eine Zwischenbemerkung über die Angst	17
Über Lieblingswörter	19
Die Reise nach Kolonos	21

Mehr oder weniger Grundsätzliches

Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms	37
Zur Tagung der Gruppe 47 in den USA	47
Die Literatur ist romantisch	53

Preisreden

Die Geborgenheit unter der Schädeldecke	67
Rede zur Verleihung des Franz-Kafka-Preises	73
Kleine Rede über die Stadt Salzburg	76
Schuldeneintreibung	78
Franz Grillparzer und der Clochard von Javel	83
Wut und Geheimnis	87
Einige Anmerkungen zum Da- und zum Dort-Sein	94

Zu den unverwöhnbaren Dichtern

I

Der Selbstmaßregler. Zu Karl Philipp Moritz	109
Einige Bemerkungen zu Stifter	111
Im Jenseits der Sinne. Ein Versuch über Christian Wagner	114
Zu Franz Kafka	123
Totenstille beim Heurigen	125

II

Zu dem Sammelband »Wochenende«	139
Karin Struck: »Die Mutter«	143
Jemand anderer: Hermann Lenz	148

Der Krieg ist nicht vorbei. Hermann Lenz: »Neue Zeit« ..	160
Zu »Jung und Alt« von Hermann Lenz.....	167
Hermann Lenz, der Epiker des »und«, »bei« und »mit« ...	174
Grabrede auf Hermann Lenz	182
Gegen den tiefen Schlaf. Nicolas Borns Roman	
»Die erdabgewandte Seite der Geschichte«.....	185
Nicolas Born, ratloser Liebhaber	195
Ein Gruß an Ludwig Hohl	207
Zeit für eure Toten! Eine Skizze zu den Büchern	
Gerhard Meiers.....	209
Zu Herbert Achternbusch.....	212
Des Privatdetektivs eigener Fall. Über Stephan Peter Jungk	
und seinen Roman »Tigor«	216
Wie ein Letzter ein Erster; »Lob eines Kritikers«.	
Zu Helmut Färber	224
Eine gewaltige Sehnsucht. Zu Arnold Stadler.....	245
Josef W. Janker oder Die Selbstverschränkung der	
Autor-Kreatur.....	253
Zu Ralf Rothmann	265
Gurken und Kiefern, Äpfel und Schnee	272

III	
Als ich »Verstörung« von Thomas Bernhard las.....	283
Zu Wolfgang Bauer, »Magic Afternoon«.....	289
Zu G. F. Jonke, »Geometrischer Heimatroman«	293
Zu Alfred Kolleritsch	297
Der tiefe Atem	298
Österreich und die Schriftsteller (am Beispiel Franz Nabls)	304
Franz Nabls Größe und Kleinlichkeit	308
Zu Klaus Hoffer: »Halbwegs. Bei den Bieresch 1«.....	320
Einwenden und Hochhalten. Rede auf Gustav Januš.....	325
Prosa als Hintergrund(aus)leuchten.....	334
Mißglückte Heimat	341



IV	
Die privaten Weltkriege der Patricia Highsmith	349
Langsam im Schatten: der Dichter Philippe Jaccottet.	358
Das plötzliche Nichtmehrwissen des Dichters	371
Brief an Iasushi Inoue	384
Wir-Erzähler und Ich-Erzähler: Zu John Berger	385
Die Hexenmeisterin. Zu Marguerite Duras.	393
Dies und das zu den unverwöhnbaren Dichtern (statt eines Nachworts zu den Gedichten von Miodrag Pavlović) . . .	395
Der Käfer auf der Pestsäule.	398
EIDOLA / Kleine Bildchen	405
Zum Geleit: Das Meer – Die Insel – Das Schiff	411

V

Der Verleger wird gebraucht.	421
Zeit mit Siegfried Unseld (ohne Zeitwörter).	422
Vom Singular und vom Plural.	425

Vom Übersetzen

Vom Übersetzen: Bilder, Bruchstücke, ein paar Namen. Für Fabjan Hafner zu seinem Petrarca-Übersetzerpreis .	433
Das Summen des Übersetzers. Für Ralph Manheim	437
Den Dingen Augen geben. Über Georges-Arthur Goldschmidt.	439

Politisches

Bemerkungen zu einem Gerichtsurteil.	449
Der Monopol-Sozialismus	451
Zu Hans Dieter Müller, »Der Springer Konzern«	456
Die Tautologien der Justiz.	463
Eine andere Rede über Österreich	474
Gegenstimme	481
Die offenen Geheimnisse der Technokratie.	490
Abschied des Träumers vom Neunten Land. Eine Wirk- lichkeit, die vergangen ist: Erinnerung an Slowenien	495



Am Ende ist fast nichts mehr zu verstehen. Die Debatte
um den Heinrich-Heine-Preis. 508

Über Film und Kino

Theater und Film: Das Elend des Vergleichens. 515
Vorläufige Bemerkungen zu Landkinos und Heimatfilmen 527
Probleme werden im Film zu einem Genre. 534
Dummheit und Unendlichkeit 539
»Mr. Curtiz lebt nicht mehr hier« 544
Appetit auf die Welt. Rede eines Zuschauers über ein
Ding namens Kino 550
Kinsonacht, Kinotiernacht. Vom Antivampir kino des
Paares Straub/Huillet, aus Anlaß des Films »Antigone« . 555
Die Geschichte von Hossein und Tahereh.
Eine Annäherung an den iranischen Cineasten
Abbas Kiarostami. 564
Die Bilder sind nicht am Ende 573

Zur bildenden Kunst

Eine Erzählung aus vierzehn und einem Guß. 579
Einige Anmerkungen zur Arbeit von Jan Voss. 583
Vorgestern. Zu Pierre Alechinsky. 587
Vier Anmerkungen zu Zoran Music und seinen Bildern . . . 589
Emil Schumacher, ferne Figur. Ferne Figur? 593
Anselm Kiefer oder die andere Höhle Platons 599

Coda

Anneliese Rothenberger & Karl Valentin 613
Die Hornissen 616

Nachweise 618



(Auto-)Biographisches





Ein autobiographischer Essay

1957

Das Betragen:

Ich stand auf, wenn ein Vorgesetzter den Raum betrat. Ich fehlte nicht unentschuldig. Wenn ich mich als krank zu Bett legte, zeigte das Thermometer, daß ich berechtigt im Bett lag. Als es in Mode kam, sich mit Kreide Hakenkreuze auf die Handfläche zu zeichnen und damit Nichtsahnenden auf die Schulter zu klopfen, war ich meist der Beklopfte. Die Eisblumen auf den Fenstern im Winter wagte ich nicht während des Unterrichts anzuhauen. Manchmal las ich unter der Bank. Sooft die Lehrer mich anschauten, versuchte ich EHRlich und OFFEN zurückzuschauen. Auf Befehl konnte ich sofort die Hände auf den Tisch legen. Meist waren meine Schuhbänder so kurz, daß ich sie nicht zubinden konnte.

Die Religion:

Ich glaubte manchmal an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden. Während der Messe wartete ich auf die Bewegungsänderungen, vor dem Evangelium auf das Aufstehen, vor der Predigt auf das Sitzen, vor der Wandlung auf das Knien. Als der Bischof der Diözese zu Besuch in das Internat kam, trat er im Studiersaal sofort auf mich zu und erkundigte sich nach meinem Namen. Weil meine Mutter ein Kind erwartete, gelobte ich vor dem EWIGEN LICHT, sollte alles gut ausgehen, würde ich *wirklich* Priester werden. Ich begann gern zur Beichte zu gehen und erfand Sünden. Der Kardinal von Ungarn mußte vor den Kommunisten in der amerikanischen Botschaft ZUFLUCHT suchen. Ich lernte die Namen aller Bücher des Alten Testaments und die Bauart des Tempels Salomons. Wenn ich die Hostie mit den Zähnen berührte, erschrak ich. Ein aus China vertriebener Missionar berichtete von den Leiden der Europäer dort und zeigte

11

Lichtbilder. Martin Luther, so wurde uns erzählt, lebte mit einer dem Kloster entsprungenen Nonne zusammen. Ich übersetzte die Passionsgeschichte aus dem Deutschen ins Lateinische zurück. Allmählich konnte ich mir nicht mehr vorstellen, wie die Hölle beschaffen war. Im Bett, wenn ich mir Bilder von nackten Frauen vorstellte, betete ich unablässig das Vaterunser der dubistischen Himmel, zu dem mir *keine* Bilder einfielen. Ich schrieb ein Gedicht auf die Muttergottes. Als man uns sagte, daß vor Gott alle Menschen gleich seien, Weiße, Neger, Juden, Chinesen, kam mir der Gedanke, ob dieser Satz nicht eigentlich erst den Gegensatz dieses Satzes möglich mache. Im Jahr neunzehnhundertsiebenundfünfzig hatte ich Angst vor dem Samstagnachmittag, an dem wir in der finsternen Kirche knieten und den Rosenkranz beteten.

Die Geographie:

Ich lernte, daß Winde nach der Richtung benannt werden, aus der sie kommen. Wenig besiedelte Gebiete waren auf den Karten fast weiß eingezeichnet: Dort wollte ich sein. Ich wußte alle Hauptstädte aller Staaten auswendig. In der Erdkruste konnten sich in jedem Augenblick Risse zeigen. Von zu Hause brachte ich eine Karte mit den alten Grenzen Deutschlands in den Unterricht, die für die Kartenkammer eingezogen wurde. Das Tiefblau des Pazifischen Ozeans war das bedrohlichste. In der Nacht hörte ich gern die Züge fahren. Der Vatikan war ein eigener Staat mit eigenen Bürgern. Wenn ich mich verirren sollte, konnte ich mich nach dem Stand der Sonne orientieren. Ich suchte auf den Landkarten Straßenknotenpunkte. Den gestrichelten Weg, den der Captain Scott zum Südpol genommen hatte, sah ich auf der Rückkehr im eingezeichneten Polareis mit einem Kreuz abbrechen. Weil ich alle Flecken und Risse, die es gab, von jetzt an mit Staaten und Flüssen VERGLEICHEN konnte, mußte ich nicht mehr davon träumen.

Die Geschichte:

Die Geschichte war für mich ein UNTERRICHTSFACH. Ich hatte Freude an den Namen der unzähligen Friedensschlüsse.

Von den längst vergangenen Ereignissen wurde in der Gegenwart gesprochen. Die Kriege, so wurde gesagt, brachten unsägliches Leid über die Völker. Marc Aurel war ein Philosoph auf dem Kaiserthron. Die Feldherren waren TAPFER, und die Herrscher waren WEISE. Die Hunnen ritten Fleisch unter den Sätteln weich, hatten grausame Schnurrbärte und wurden mit einem Heuschreckenschwarm verglichen. Im Mittelalter war die Welt noch eine Einheit. Der spätere Papst Pius der Zweite entdeckte als einer der ersten die Vorzüge des Bergsteigens. Zur Veranschaulichung der Geschichte las ich Balladen. In allen Wandelgängen des alten Schlosses, in dem wir uns aufhielten, sollte ich die Spuren der Vergangenheit entdecken. Die Schlacht auf dem Lechfeld jährte sich zum eintausendundzweiten Male. Der heilige Bonifatius schlug mit eigener Hand die DONAREiche um und bekehrte auf diese Weise die letzten Heiden im deutschen Gebiet zum Christentum. Die Römer, wenn sie nicht weiteressen konnten, kitzelten sich mit Federn den Gaumen, um erbrechen und weiteressen zu können. Der Aufstand der Ungarn im Jahr zuvor gehörte noch nicht zur Geschichte.

Die Sprachen:

Die Beschäftigung mit den fremden Grammatiken hielt mich davon ab, mich mit den anderen beschäftigen zu müssen. Ich spielte mit den Abwandlungen von Wörtern. Es wurde mir beigebracht, Sprachen zu verachten und Sprachen zu lieben. Einer Minderheit bei uns, die eine slawische Sprache von Kind auf gelernt hatte, wurde von uns andern geraten, doch in das Land zu gehen, wo die Mehrheit diese Sprache spreche. Weil ich in der griechischen Grammatik allen überlegen war, fühlte ich mich mächtiger als viele.

Die Aufsätze:

Weil ich meine Erfahrungen als Kind inzwischen vergessen hatte, teilte ich in den Aufsätzen die dazugelernten Erfahrungen mit eingelernten Wörtern mit. Sollte ich ein Erlebnis beschreiben, so schrieb ich nicht über das Erlebnis, wie ich es gehabt hatte,

sondern das Erlebnis veränderte sich dadurch, daß ich darüber schrieb, oder es entstand oft erst beim Schreiben des Aufsatzes darüber, und zwar durch die Aufsatzform, die man mir eingelernt hatte: Sogar ein eigenes Erlebnis erschien mir anders, wenn ich darüber einen Aufsatz geschrieben hatte. In Aufsätzen über Treue und Gehorsam schrieb ich wie in Aufsätzen über T. und G., in Aufsätzen über einen schönen Sommertag schrieb ich wie in Aufsätzen über einen sch. St., in Aufsätzen etwa über das Sprichwort »Steter Tropfen höhlt den Stein« schrieb ich wie in Aufsätzen über das Sprichwort »St.Tr.h.d.Stn.«, bis ich schließlich an einem schönen Sommertag nicht den schönen Sommertag, sondern den Aufsatz über den schönen Sommertag erlebte.

Der Staat:

Ich sang alle Strophen der Bundeshymne. Ich liebte meine Eltern als die Keimzelle des Staates, ich liebte meinen Heimatort, ich liebte das Bundesland, in dem ich geboren war, ich liebte mein geliebtes Vaterland. Ich lernte Sätze über den Staat. Nicht der Staat, sondern die Worte über den Staat reizten mich zum Gebrauch. Dadurch, daß es einen Staat gab, gehörten wir alle zusammen. Zwei Jahre davor war verkündet worden, daß wir durch einen Staatsvertrag mit den Besatzungsmächten endlich FREI seien: Als sich aber bis jetzt nichts geändert hatte, außer daß ein Staatsfeiertag eingeführt worden war, man aber noch immer hörte, daß wir jetzt FREI seien, hielt ich allmählich die Wörter »frei« und »unfrei« nur für Sprachspiele. Ich sah den Staat in den Wasserzeichen der Zeugnisse. Gerade weil ich mir unter dem Wort »Staat« nichts vorstellen konnte, war ich begeistert für ihn: Ich wollte allem, was ich mir nicht vorstellen konnte, auf die Spur kommen: Ich war für alles begeistert, was beSUNGEN werden konnte.

Das Spielen:

Ich drängte mich zu dem Tischfußballautomaten, der in einem eigens zum Spielen eingerichteten Raum aufgestellt worden war: Dabei schämte ich mich freilich, daß ich NOCH gern spielte. Ich lernte es, vor schweren Medizinbällen, die aus der Nähe gegen

mich geworfen wurden, die Angst zu verlieren und die Bälle vor der Brust zu fangen, wenn ich auch zurücktaumeln mußte. Der geistliche Aufseher, der uns einen Nachmittag lang einen Abhang hinauf- und hinunterjagte, weil wir vor dem Beten im Speisesaal unruhig gewesen waren, bezeichnete auch dies als Spiel. Am Radio regte ich mich über die Wahlergebnisse auf, die wir in unserem Alter schon hören durften: Aus Spiellust trat ich offen für die sozialistische Partei ein, die in dem Internat verpönt war. In den Tagen der geistlichen Exerzitien, in denen wir zum Schweigen verpflichtet waren, konnte ich nicht genug kriegen an Wörtern. Ich löste schwierige Rechenaufgaben mit einer Spannung, mit der ich sonst mörderische Geschichten las.

Der Ernst des Lebens:

Ich schämte mich oft. Kaum aufgewacht, wünschte ich mir, es wäre schon wieder Abend. Ich wollte mich überallhin VERKRIECHEN. Im Bett zog ich mir sofort die Decke über den Kopf. Von einem Foto schnitt ich den Hinterkopf ab, weil er mir peinlich war. Den Stuhl, auf dem ich im Studiersaal saß, zog ich ganz dicht an das Pult heran und schob den Körper möglichst weit unter das Pult. Die Fingernägel waren immer schmutzig. Ich hörte auf, während der Messe mitzusingen, weil ich dabei die eigene Stimme hörte. Ich roch den Wein an den Fingern des Priesters, wenn er mir die Hostie auf die Zunge legte. Viel länger als nötig saß ich auf dem Abort. Ich war froh, daß das Pult einen aufklappbaren Aufbau hatte, in den ich mich in dem großen Saal mit den Augen verkriechen konnte. Mitten in einer Wurf Schlacht mit Apfelresten fing ich blöd zu weinen an. Mit dem Weihwasser betupfte ich beim Verlassen der Kirche die Pickel auf der Stirn. Ich bemerkte zum erstenmal, daß ich schwitzte. Von allen Wörtern, die mit schlechten Vorsilben anfangen, fühlte ich mich gemeint. Die Sonne war mir zuwider, aber wenn draußen der Schnee fiel, hatte ich etwas, wo ich hinschauen konnte. Bei schwarzen Schlagzeilen in der Zeitung fiel mir das Wort »Herbst« ein, weil im Herbst davor Israel Ägypten bombardiert hatte: Bomben hatten seitdem für mich die Form von dichten schwarzen Schlagzeilen. Ich

fürchtete mich nicht mehr so sehr vor dem Sterben, wie ich es als Kind getan hatte, sondern mehr vor dem Nicht-Sterben und vor dem Gesundsein. Ich erinnerte mich wenig und gebrauchte selten die Vergangenheitsform: Ich dachte meistens *voraus*. Wenn ich mir damals wünschte, anderen etwas SAGEN zu können, so meinte ich damit den Wunsch, anderen etwas BEFEHLEN zu können: Ich fürchtete und bewunderte die, die auf diese Weise etwas zu SAGEN hatten. Die Schuhe der Aufseher KNARRTEN hinter einem. Die scheinbare AUSSENWELT, in der ich lebte, das Internat, war eigentlich INTERN, eine äußerlich angewendete INNENWELT, und das eigene Innere war die einzige Möglichkeit, ein wenig an die AUSSENWELT zu gelangen. Ich getraute mich nicht, beim Spaziergang die vorgeschriebenen Grenzen zu überschreiten: Ich bemerkte nur GRENZEN. Die Angst vor der Kirche war eine Angst vor der Kälte. Obwohl ich noch nie im Ausland gewesen war, war ich doch immer im AUSLAND. Jede meiner Antworten erschien mir als eine Beichte. Die Äpfel, die in den Wiesen rund um das Internat auf dem Boden lagen, STAHL ich. Erst ein Jahr darauf kam es dazu, daß ich, unter dem Vorwand, ich wollte zum Zahnarzt, mit dem Bus in die nahe gelegene Stadt fuhr, wo ich neugierig herumging und neugierig schließlich ein Buch kaufte: Kurz nachdem ich zurück war, wurde es mir weggenommen, aber da hatte ich es schon gelesen.

Eine Zwischenbemerkung über die Angst

»Du hast immer nur Angst, Angst, Angst«, hat gestern ein Kind zu mir gesagt, und es sagte das ziemlich gelangweilt ... Wann habe ich eigentlich *keine* Angst? Sehr oft, meistens; aber wenn ich dann Angst habe, kommt wieder das Gefühl, daß jetzt ich gemeint bin und daß jetzt das Leben anfängt. Wenn ich keine Angst habe, fühle ich mich entweder stumpfsinnig oder so glücklich, daß ich vor Glück gereizt werde und jeden Buckel in der Umwelt nur als Störung meines Glücks empfinde. Ich habe noch nicht recht gelernt, im Glück vernünftig zu bleiben und aufmerksam für die andern zu sein. Sehr selten gelingt das vernünftige Glück, das von der Umwelt nicht abschließt, sondern für sie öffnet. Das wäre dann die gewünschte Existenz; aber auf dem Weg dahin ziehe ich die augenöffnende Angst meinem blindwütig aggressiven Glück vor, dessen jähe Bösartigkeit ich auch an anderen Glücksfanatikern erschreckt wiederfinde. Angst also wovon? Das ist eine mir unverständliche Frage. Ich habe einfach Angst, wie ich Träume habe, wie ich manchmal Kopfschmerzen habe, wie ich Erinnerungen habe; die äußeren Einzelheiten entzünden die Angst nur. »Panischen Schrecken« nannten die Griechen diese Angst ohne sogenannte Ursache. Ja, wenn ich Angst habe, bricht in mir eine Panik aus, eine stille, heiße, ruhige Panik, fast wie bei dem vor Schrecken angewurzelten Bambi Walt Disneys, jedenfalls so ähnlich ..., und vielleicht auch ähnlich kitschig; und ähnlich auf die Nerven wie das panisch erschreckte Bambi geht mir auch oft meine Angst. Was soll also daran augenöffnend sein? Nicht den Zustand der Angst meine ich, sondern den Zustand danach – wenn die Angst vorbei ist. Da entsteht dann ein Gefühl, das jenem vernünftigen Glück nahekommt: das Gefühl für die Existenz und die Existenzbedingungen der anderen Menschen, ein starkes, mitteilbares, soziales Gefühl. Deswegen kann ich es mir nicht leisten, daß mir meine Angst nur auf die Nerven geht, und deswegen schreibe ich darüber und lebe davon, daß ich darüber schreibe.

Und die Todesangst? »Schickt es sich, eine so kurze Sache so lange zu fürchten?« heißt es in den *Essais* von Montaigne.

O ja, o ja. Und die Langeweile des Kindes? O, ich könnte über meine Angst so viele komische Einzelheiten erzählen, daß ich schließlich sogar ein Kind damit zum Lachen bringen könnte.

Über Lieblingswörter

Jetzt habe ich Camus' zehn liebste Wörter verloren, recht so. Denn erst einmal haben die sicher in Deutsch einen grundandern Schein als in seinem Französisch. Und dann ist es eher ein Recht der Jugend, für einzelne Wörter zu schwärmen. Später wird so ein Schwarm gefährlich; je öfter der erwachsene Autor Wörter wie Lieblinge herbeiruft, desto mehr ziehen sie sich mit der Zeit zurück; in der Folge, versteift der Schreiber sich auf sie, stechen sie gar und sterben, oder, anders gesagt, werden gegenstandslos; und kann sein, der Liebhaber stirbt mit ihnen. Ist es Camus selber nicht so ähnlich ergangen? So vernarrt war er in »soleil«, »enfant«, »mer«, daß Sonne, Kind und Meer zuletzt aus seinem Schreiben entchwanden; es blieb nichts mehr zu erzählen als der nachtdunkle monologische »Fall«, *la chute*, und danach, wie jung war er da noch, nicht einmal mehr die Nacht. Ich sage das aus Mit-Erfahrung. »Heraus aus der Sprache – bleib bei den Dingen, und ihrem Schein!« Eine der Anstrengungen des Schriftstellers ist es vielleicht, nicht dem Magnetismus der Wörter zu verfallen; dieses »Nicht« ist wohl überhaupt das Autor-Zeichen. Die Wörter, anders als für die Sprecher, stehen ihm nicht zur Verfügung; er gebraucht sie jeweils nicht – er entdeckt sie, besser es, das, ein (1) Wort, und nur für jetzt, an dieser einen Stelle im Text, nie zum Weiterleiern. Auch sind die Wörter der deutschen Sprache für unsereinen vielleicht noch gefährlicher als andere; vergiftet – gerade die wesentlichen, ohne die das Poetische nicht auskommt – durch die Geschichte, schlagen sie zurück; wer sich auf sie einläßt, wird möglicherweise von ihnen getötet; aber das Schreiben dessen, der sich nicht auf sie einläßt, gilt nicht? Ich muß mich auf sie einlassen? – Bei allem nenne ich nun doch ein Wort, das ich noch ein paarmal in den Verlauf des Erzählens, wenn sich nur der Moment ergibt, einfließen lassen möchte; ich habe es erst einmal benutzt, nichts als das entsprechende Ding vor Augen, ohne mir einer Ausgefallenheit des Wortes bewußt zu sein,

und es ist mir ans Herz gewachsen dadurch, daß ein geschätzter Kritiker es dann lachhaft fand, in seinen Augen fast so verstiegen wie »Kelchschaft«: es ist das Wort »Talschaft«, altes, übliches Wort für eine Gegend aus einer Mehrzahl von Tälern (ich habe es gebraucht für die Talschaft Wochein in Slowenien). Also, Leser, Achtung! – Freilich aber kann ich dies und jenes mir liebe Wort in einer fremden Sprache aufzählen, ich verwende sie, nicht als Schreiber, sondern als Alltagsmensch, noch und noch; zum Beispiel: *ataraxia*, altgriech., Unerschütterlichkeit; *phalatršnawairagya*, wohl indisch?, gefunden beim Lesen vorn Mircea Eliade und auswendig gelernt – es bedeutet etwa das gleiche wie das griechische; *ecuanimidad*, spanisch; und dann natürlich einige slowenische Wörter wie *domotožje*, Heimweh, oder *hrepnenje*, Sehnsucht. Solche Litaneien helfen dem Unterzeichneten manchmal halbwegs durch seinen Tag, in seinen Tag.